

Nevfel Cumart (Hg.)
Strandgut

Schülerinnen und Schüler an Beruflichen Schulen
schreiben über ihr Leben, ihre Zukunft und die Welt

Nevfel Cumart (Hg.): „Strandgut“
edition hübscher im Genniges Verlag
www.huebscher.de / genniges@huebscher.de
Umschlaggestaltung: Matthias Vaskovics / www.fly-out.de
Umschlagfoto © lassedesignen - Fotolia.com
Lektorat: Sofia Kutsopapa
Druck: Rosch-Buch Scheßlitz / www.rosch-buch.de

ISBN: 978-3-924983-36-9

Alle Rechte vorbehalten.
© Bamberg 2011

Nevfel Cumart (Hg.)

Strandgut

Schülerinnen und Schüler an Beruflichen Schulen
schreiben über ihr Leben, ihre Zukunft und die Welt

edition hübscher

Von Namen, Inspirationen und Werkzeugkästen

Was schon für eine Geschichte ausreichen kann

Bevor ich mit meinem Vorwort beginne, sollte ich mich vielleicht vorstellen. Ich fange am besten mit meinem Namen an. Der ist etwas eigenartig. Und das führt dazu, dass ich stets meinen Namen erläutern muss zu Beginn einer Veranstaltung. Denn bei einem Schriftsteller türkischer Herkunft erwarten die meisten Menschen in Deutschland (und nicht nur hier!) automatisch einen typisch türkischen Namen. Das ist zumindest meine Erfahrung. Ein „Ali“ wäre ganz gut, oder „Hasan“, „Ahmet“ oder aber „Memet“. Mit einem solch gängigen Namen kann ich leider nicht dienen. Mein Name ist „Nevfel Cumart“. Zugegeben, dieser Name klingt nicht sehr türkisch. Doch ich versichere, dass ich wirklich türkische Eltern habe.

Ich weiß nicht warum, aber meine Eltern haben einen arabischen Vornamen für mich ausgesucht. Sie haben mich nach einem Zeitgenossen des Propheten Muhammed benannt. Mein Namenspatron war übrigens seiner Zeit ein ganz berühmter Mann. Das Problem ist, dass ihn heute kein Mensch mehr kennt. Die Araber haben, wie den meisten Menschen hierzulande bekannt sein dürfte, lange Namen. Mein Namensgeber hieß mit dem letzten Namensteil „Abdul Waraqa Ibn Naufal“ und war ein Verwandter der ersten Prophetengattin Hatice. Gott sei dank haben sich meine Eltern nur den allerletzten Teil für mich ausgesucht: „Naufal“.

Aus diesem arabischen Vornamen haben sie kurz darauf eine türkische Version kreiert: „Neyfel“. Vermutlich hat das jemand falsch geschrieben, denn im Arabischen gibt es keinen Buchstaben „e“. Sicher ist, dass die Beamten im Einwohnermeldeamt mit diesem Namen nichts anfangen konnten und mich kurzerhand als Mädchen ins Melderegister eintrugen. So kam es, dass ich bis zu meinem verflixten vierzehnten Lebensjahr ein Mädchen war, zumindest per Eintragung. (Ich kann mich noch genau daran erinnern, wie ich mit meinem Vater zum Melde-

amt musste, um den Beweis anzutreten, dass ich wirklich ein Junge bin. Aber das ist eine andere Geschichte...)

Hier in Deutschland hat ein Beamter im Türkischen Generalkonsulat in Hannover, das für uns in Niedersachsen wohnende Türken zuständig war, aus „Neyfel“ ein „Nevfel“ gemacht und in meine Papiere eingetragen. Ich weiß selbst nicht, wie man diese Schreibweise meines Vornamens, mit der ich mein bisheriges Leben verbracht habe, genau ausspricht. Leider kann ich keinen Namensbruder (oder Namensschwester?) nach seinen (ihren?) Erfahrungen fragen, denn ich kenne niemanden, der (die?) so heißt. Mittlerweile höre ich auf fast alles, was so ähnlich klingt und in meine Richtung gesprochen wird: „Nefiel, Nefal, Nerfel, Näfäl, Neffel“. Manche Menschen hauchen den Namen auch französisch an und sagen „Näwwäl“ zu mir.

Kommen wir nun zum zweiten Teil meines Namens. Ursprünglich hatte meine Familie einen sehr schönen türkischen Nachnamen. Wir hießen „Cömertbay“, was auf Deutsch „der großzügige Herr“ bedeutet. Auch in der modernen Türkei gibt es offensichtlich schreibfaule Beamte. Einer von ihnen hatte wohl keine Lust, so viel zu schreiben und kappte die Endung „bay“ ab. Dann war ich nur noch „großzügig“, also „Cömert“.

Irgendein halbgescheiter Kollege im Einwohnermeldeamt der Stadt Adana, aus der meine Eltern kommen, hat daraus „Cumert“ gemacht. Und im Türkischen Generalkonsulat in Hannover hat schließlich jemand „Cumart“ in meinen Reisepass eingetragen. Hier in Deutschland geboren und aufgewachsen, habe ich mich an den Namen „Cumart“, ausgesprochen als „Kumart“, gewöhnt. Schätzungsweise 99,6 Prozent aller Menschen sprechen mich mit „Kumart“ an. Ich höre gar nicht hin, wenn jemand das türkische Alphabet richtig befolgt und mich mit „Dschumart“ anspricht, geschweige denn mit „Dschömertbay“, wie es gelegentlich mein Professor für Turkologie an der Bamberger Universität zu tun pflegte.

Bei manchen Veranstaltungen an Schulen fragen mich ganz gerissene türkische Jugendliche mit einem Schmunzeln im Gesicht, warum in Gottes Namen ich denn zwischen Freitag und Samstag stecken geblieben sei. Freitag heißt auf Türkisch „Cuma“, Samstag heißt „Cumartesi“ und ich liege mit meinem

Nachnamen „Cumart“ genau dazwischen. Dann muss ich immer recht umständlich erklären, wie sich die Veränderungen meines ursprünglich schönen türkischen Namens zugetragen haben. Es ist wirklich nicht leicht, mit solch einem Vornamen zu leben, den niemand so richtig einordnen kann und der zudem ständig falsch geschrieben wird.

Am liebsten würde ich „Ali“ heißen. Ein einfacher Name, den jeder kennt. Ich habe sogar einen Wunschnachnamen: „Öztürk“. Den kann jeder richtig schreiben. Und dann wäre auch die Frage nach meiner Herkunft sofort geklärt. Aber man kann ja nicht alles im Leben haben.

Warum ich das alles überhaupt erzähle?

Um zu zeigen, dass schon alltägliche Dinge und Begebenheiten reichen, um eine kleine Geschichte zu erzählen. Wer mit offenen Augen und Ohren durch das Leben geht, wird in jedem Moment, an jeder Straßenecke, in jedem Zimmer, bei jedem Blick aus dem Fenster und auch während einer Bahnfahrt, bei der die Sitznachbarn unentwegt „plappern“ und stören, Ideen und Inspirationen für Texte finden. Selbst über den eigenen Namen kann man eine Geschichte schreiben.

Literarische Brücken bauen

Wer mit solch einem ungewöhnlichen Namen durch das Leben geht, dem kann so manches Ungewöhnliche widerfahren, manchmal auch etwas Gutes: Ich kam auf ein altherwürdiges humanistisches Mädchengymnasium! (Immerhin war ich ja damals noch als Mädchen registriert.) Davon erzähle ich manchmal, wenn ich mich zum Auftakt meiner Lesungen an Schulen vorstelle. Viele Schüler lachen dann auf und beneiden mich darum. Doch sie kennen unsere damalige Schulleiterin Frau Dr. von Lingelsheim-Seibicke nicht. Bei ihr hatten wir nicht viel zu lachen, denn sie war eine sehr strenge Schulleiterin, deren bloße Anwesenheit schon ausreichte, um jede Unruhe im Keim zu ersticken. Eine resolute Frau, die zwar niemals einen Imperativ benutzte, deren höfliche Bitten aber manchmal schneidiger klangen als ein Kommando. (Übrigens habe ich auch über sie ein Gedicht geschrieben, ein liebevolles sogar!)

Frau Dr. von Lingelsheim-Seibicke hatte ihre eigene Vorstellung von „Kultur“, die wir an der Schule genießen konnten. Kultureller Höhepunkt war der Besuch in der Staatsbibliothek, wo wir mit Hilfe von Karteikarten und Microfiche recherchieren und Bücher raussuchen mussten. Wir besuchten auch das verstaubte Archiv des Landtages und es kam sogar eine englische Theatergruppe an unsere Schule. Aber eine Autorenlesung fand nie statt und somit auch keine leibhaftige Begegnung mit einer Autorin oder einem Autor. (Der erste Schriftsteller, der eine Lesung an meiner damaligen Schule hielt, war ich.)

Diese alten Zeiten und auch diese Haltung zu kulturellen Veranstaltungen an Schulen haben sich längst geändert. An vielen Schulen finden Lesungen statt, gehören mittlerweile zum Standardprogramm der Literatur- und Leseförderung. Manche Schulen haben sogar ein richtiges „Kulturforum“ oder aber ein „Literaturcafé“ mit regelmäßigen Veranstaltungen. Ich habe sogar Jugendliche kennen gelernt, die noch nie mit der Bahn gefahren sind, aber bereits mehrere Lesungen an ihrer Schule erleben und ins Gespräch mit Schriftstellern unterschiedlicher Prägung kommen konnten.

In dieser recht reichen literarischen Kulturlandschaft an den Schulen sind „kreative Schreibwerkstätten“ allerdings eine Rarität. Was in den USA zum Lehrplan einer jeden anständigen Highschool gehört (an den Universitäten ist es sowieso Standard), hält erst langsam Einzug in Deutschland. In den Schulen hierzulande sind Schreibwerkstätten sehr selten anzutreffende Ereignisse. Und noch viel seltener an Beruflichen Schulen. Und genau die standen im Mittelpunkt dieses Projektes „Literarische Brücken bauen – Dem Leben entgegen“.

Der Leitgedanke des Schreibprojektes war, dass Jugendliche deutscher und nichtdeutscher Herkunft an Beruflichen Schulen unter professioneller Anleitung eines Schriftstellers literarische Texte über sich und ihr Leben, über ihre Zukunft aber auch über ihre Empfindungen zu ihrer Heimat und zu aktuellen Problemen der Gesellschaft verfassen.

An fünf Beruflichen Schulen in Bayern leitete ich jeweils zwei Tage lang kreative Schreibwerkstätten mit Gruppen von Jugendlichen aus verschiedenen Bereichen. Das Spektrum

reichte von angehenden Kfz-Mechanikern und Zahnarzhelferinnen, über Systemgastronomen und Pflegerinnen bis hin zu Jugendlichen ohne Ausbildung, die versuchen, in einem Berufsintegrationskurs ihren Hauptschulabschluss zu erlangen.

Insgesamt nahmen rund 120 Schülerinnen und Schüler von folgenden Schulen an den kreativen Schreibwerkstätten teil: Staatliches Berufliches Schulzentrum Alfons Goppel in Schweinfurt, Staatliche Berufsschule I in Rosenheim, Berufliches Schulzentrum Oskar-von-Miller in Schwandorf, Staatliche Berufsschule I in Landshut und Staatliche Berufsschule I in Fürth.

Einstimmung auf spielerische Weise

Einen Einblick in den Ablauf dieser Schreibwerkstätten zu geben, würde den Rahmen dieses Vorworts sprengen. Zumal ich an den einzelnen Tagen zu unterschiedlichen Themen und mit unterschiedlichen Methoden (z. B. Cluster-Kreisel, Meditations-texte, Akrostichon, Parallelgedichte, Zeitungsmeldungen etc.) gearbeitet habe. Hier sollen nur einige kurze und allgemeine Gedanken angeführt werden.

Den Jugendlichen ein weißes Blatt Papier vorzulegen und sie zum Schreiben aufzufordern, wäre nicht nur pädagogisch verfehlt, sondern auch eine Überforderung für sehr viele von ihnen. Daher steht am Anfang einer jeden Werkstatt die Phase der Initiation, in der auf spielerischem Wege eine Einstimmung in die Schreibwerkstatt erfolgen soll. Mein Ziel war es, den Jugendlichen mit korrespondierenden Schreibspielen gezielt Anregungen für ein bewusstes Schreiben zu geben und einen spielerischen Zugang zum eigenen Schreiben zu ermöglichen. Mit Hilfe verschiedener, auch gemeinschaftlicher Schreib-anregungen wurden erste Themen gefunden und darüber hinaus die erzählerische Tätigkeit der Jugendlichen angeregt.

Alle Jugendlichen wurden bei der Ausarbeitung ihrer eigenen Ideen und Themen und während des Schreibprozesses von mir individuell betreut. Manche brauchten mehr, andere weniger Beratung und Unterstützung. Sie erhielten aber alle die nötige Unterstützung beim Schreiben ihrer eigenen Texte, ohne dass ich ihnen einen anderen Text aufdrängte.

Als Werkstattleiter ist es mir wichtig, allen am Projekt Beteiligten und auch den Lesern dieses Buches einen wichtigen Aspekt zu verdeutlichen: Die Texte, die als Ergebnisse der kreativen Schreibwerkstätten entstanden sind, sollten nicht literarische Kunstwerke sein. Das war nicht mein Anliegen. Vielmehr ging es mir darum, bei den Teilnehmern das Vertrauen in das eigene Können zu wecken und sie an das Schreiben heranzuführen.

Und auch die Freude am Prozess des selbständigen Schreibens sollte nicht vergessen werden. Sie lässt sich nicht am Umfang des geschriebenen Textes messen! Erst recht nicht, wenn man bedenkt, dass die meisten der Jugendlichen an den fünf Beruflichen Schulen über so gut wie keine „literarische“ Schreiberfahrung verfügen. Aber diese „Literaturferne“ bedeutet nicht, dass sie ihre Gedanken nicht artikulieren und ausgewählte Themen aufgreifen können.

Natürlich bieten sich das eigene Lebensumfeld, das Zuhause und die vorhandenen Zukunftswünsche als thematische Anker an. Aber nicht nur. Wer als Jugendlicher mit wachem Verstand und offenen Augen durch das Leben geht, wird auch die gesellschaftlichen Probleme und Ereignisse unserer Zeit nicht übersehen. Sie beschränken sich nicht auf die Probleme, die uns in Deutschland beschäftigen, wie die Diskussion um Stuttgart 21 oder den Ausstieg aus der Atomenergie. Ins Blickfeld der jugendlichen Schreiber rücken auch weltweite Phänomene und Krisen wie das Erdbeben in Haiti, die Katastrophe im japanischen Fukushima oder der vorangegangene Tsunami. Auch diese Themen schlagen sich, wenn auch nicht ausführlich, in manchen Texten dieses Bandes nieder.

Vom Werkzeugkasten und literarischen Überarbeiten

Der amerikanische Schriftsteller Stephen King spricht in seinem biographisch geprägten Buch „Über das Leben und das Schreiben“ von einem Werkzeugkasten, den ein Schriftsteller (in unserem Fall ein „jugendlicher Schreibender“) bei sich haben sollte. Natürlich enthält dieser Werkzeugkasten keine Schrauben, Muttern oder Bolzen, sondern „literarische“ Werkzeuge und

Instrumente, die nicht nur solche Großmeister vom Schlage eines Stephen King benötigen.

Das gebräuchlichste Instrument von allen, sozusagen das tägliche Brot des Schreibenden, ist der Wortschatz. Ein Durchsehen des Textes mit dem Augenmerk auf die richtige Wortwahl ist einer der ersten Arbeitsschritte, mit denen wir uns beschäftigen, wenn es um das Überarbeiten der geschriebenen „Rohfassungen“ in der Werkstatt geht.

Spätestens da wird auch den Jugendlichen deutlich, dass Schreiben keine Angelegenheit von „fünf Minuten“ ist, sondern auch Arbeit bedeutet und manchmal mühevoll sein kann. Es erfordert eine gehörige Portion Disziplin, ebenso wie Genauigkeit und Geduld. Dies sind auch Charaktereigenschaften, die die Jugendlichen in der Schule und im späteren Beruf gut gebrauchen können. Die gemeinsam gewonnene Erkenntnis, dass es auch für eine kurze Geschichte oder ein Gedicht mehr als einer spontanen Inspiration bedarf, ist einer der wichtigen „Begleiteffekte“ innerhalb einer Schreibwerkstatt.

Vom Untergang des Buches

Alle Welt spricht vom Untergang des Buches, von den neuen digitalen Medien, die das Buch und das auf Papier geschriebene Wort verdrängen werden. Allen Unkenrufen zum Trotz: Ich bin überzeugt, dass das gute alte Buch und mit ihm das Lesen und Schreiben von Texten nie verschwinden wird.

Sicher, wir leben in einer Zeit, in der Jugendliche mit Mobiltelefonen in die Schule kommen, in einer Zeit, in der zig soziale Netzwerke und Chatrooms im Internet boomen, in der die unterschiedlichen Medien auf uns einwirken, uns aus allen Richtungen berieseln. Oft sind wir einer regelrechten Reizüberflutung ausgesetzt. Magazine und Talkshows mit haarsträubenden und schlichtweg stupiden Themen biedern sich auf vielen Fernsehkanälen an. (Bemerkenswert, dass einige Jugendliche in ihren Texten bekennen, die Daily-Soap „Unter uns“ nicht zu mögen...) Die Szene schafft sich ihre eigenen sogenannten Stars: Vier Wochen im Container von „Big Brother“, einige

dumme Sprüche und schon scheint ein gerader Weg die Einfältigen auf die Titelseiten der einschlägigen Magazine zu führen.

Aber wir haben auch erleben können, wie vor wenigen Jahren der kleine Zauberlehrling Harry Potter die Welt eroberte – und die Herzen vieler jugendlicher Leser. Und wir erleben derzeit, wie die junge Autorin Stephanie Meyer mit ihrer Vampir-Saga um Bella und Edward eine neue Welle der Leselust und einen neuen literarischen Trend entfacht hat. (Auf den Bestseller-Listen wird es zurzeit eng für Bücher, in denen die Protagonisten keine Vampire sind...) Ein überzeugendes Zeichen für die erneut entfachte Lesebegeisterung.

In solch einer Zeit bietet die Literatur eine gute Möglichkeit, um die Phantasie zu stimulieren und die Kreativität zu wecken. Und vom Lesen zum Schreiben der „eigenen Literatur“ muss es nicht immer ein langer und unüberwindlicher Weg sein. Eine kreative Schreibwerkstatt ist für Jugendliche ein guter Weg, der beschriftet werden kann.

Literarisches Neuland

Mit dem Projekt „Literarische Brücken bauen – Dem Leben entgegen“ haben wir Neuland betreten. Ein Projekt dieser Konzeption und Größenordnung ist an Beruflichen Schulen in Bayern bislang einmalig. Ohne die Unterstützung und Förderung verschiedener Einrichtungen und Personen hätte solch ein Schreibprojekt nicht realisiert werden können.

Mein Dank gilt zunächst dem Bayerischen Staatsministerium für Unterricht und Kultus sowie Herrn Staatssekretär Thomas Kreuzer, der freundlicherweise die Schirmherrschaft für dieses Projekt übernommen hat. Ich danke auch besonders Herrn Ministerialdirektor Josef Erhard für seine großzügige finanzielle Unterstützung und somit Ermöglichung dieses Literaturprojektes und der vorliegenden Publikation.

Zudem danke ich Herrn Ministerialdirigent German Denneborg, der als zuständiger Abteilungsleiter dem Projekt sehr wohlwollend gegenüberstand und Frau Ministerialrätin Susanne Reif für die Unterstützung bei der Auswahl der beteiligten Schulen.

Ich danke der Stiftung art.131 und den Ansprechpartnern Herrn Ministerialrat Michael Weidenhiller und Frau Oberstudienrätin Katharina Willimski für die organisatorische Vorbereitung des Projektes und die Begleitung während der Durchführung.

Mein herzlicher Dank gilt auch den Lehrerinnen und Lehrern an den beteiligten Schulen, die alle mit einem großen Engagement meine Schreibwerkstätten vor Ort betreut haben. Diese sind: Albert Ridder in Schweinfurt, Martina Günther und Sabine Irgmaier in Rosenheim, Günter Kohl in Schwandorf, Georg Wild und Martin Weirauch in Landshut sowie Karolina Croner und Gerhard Wider in Fürth.

Dank gebührt auch dem Verleger Michael Genniges, der dieses Buch in die ansprechende Reihe seines Verlags aufgenommen hat und somit über die Grenzen Bayerns hinaus für alle Interessierten erhältlich macht. Seine ebenso liebenswürdige Ehefrau Elke ist eine wahre Quelle der Inspiration bei der Wahl des Buchtitels.

Ganz besonders danke ich den Schülerinnen und Schülern an den fünf Beruflichen Schulen. Einige von ihnen haben mich zwar anfänglich ihre Vorbehalte spüren lassen, doch haben sie sich alle auf dieses Schreibprojekt eingelassen und dieses für sie ungewöhnliche literarische Neuland mit mir betreten.

Nevfel Cumart
Stegaurach im Juni 2011